

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 11

Artikel: Der Letzte : Novelle [Schluss folgt]
Autor: Wildenbruch, Ernst von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Augustfeier. (Abdruck unter Quellenangabe gestattet.)

Heut' ist ein Tag, wie wenige waren:
 von Ketten frei ward unser Land;
 drum loht auf zu den Geisterscharen
 nun unsres Dankes Opferbrand.
 Wie Wolken über Bergeszinnen
 ziehn sie gelassen ihre Bahn
 und rühmen nicht ihr stolz Beginnen —
 stets ward das Große still getan.

So lodre still die reine Flamme,
 sanft wie des Schicksals Faden rinnt,
 zum Zeichen, daß, von ihrem Stamme,
 wir ihres Geistes Kinder sind.
 Die Lohe steigt von Zinnen, Flügen,
 erflehend unsrer Ahnen Rat —
 Kein Böllerknall, Raketenprühen!
 Still ehren wir der Väter Tat.

Und wenn uns einst die Sterne rufen
 zum Kampf für unser gutes Recht,
 laßt befen uns an ihren Stufen
 und alsdann treten ins Gefecht.
 Mit festem Herzen, starken Sinnen,
 im Ausblick zu der Ahnen Bahn,
 woll'n wir den neuen Sieg gewinnen —
 Es sei das Beste still getan!

Adolf Bögtlin.

Der Letzte.

Novelle von Ernst von Wildenbruch.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft bin ich ihm auf meinen Spaziergängen begegnet, und wie freute ich mich jedesmal, wenn ich ihn von ferne kommen sah, den Rektor der Vorschule zu . . ., den alten Bauer!

Ich war ein eifriger Spaziergänger und wählte fast immer einen und denselben Weg; man lernt dabei jeden Stein und jedes Blatt am Wege kennen, man empfindet doppelt die belebende Wärme des Frühlings, wenn man den Busch, den man im Winter wie einen Besen zum Himmel ragen sah, mit Knospen sich bedecken sieht; man beobachtet, wie von gestern zu heute die Knospen aufgebrochen sind, wie sich Blättchen ansetzen, wie sie immer größer wachsen, immer

dunkler sich färben, und so, jeden Tag in die lautlose Werkstatt der schaffenden Natur blickend, lieft man von Tag zu Tage wie an einer großen Uhr den rastlosen Wandel der Zeit. Ob diese Empfindungen es waren, die auch ihn bewegten, den Weg, den ich mir zum Spaziergang ersehen hatte, regelmäßig, beinahe täglich zu gehen, ich weiß es nicht; jedenfalls aber mußte der Weg auch ihm gefallen, und er war auch hübsch genug.

Am rechten Ufer des großen Stromes entlang, welcher dort seine grauen Fluten durch den östlichen Teil der norddeutschen Tiefebene der Ostsee entgegenwälzt, war ein hoher Erddamm aufgeworfen, welcher das rechtsseitige, flache

Ufergelände vor den Überschwemmungen des Flusses schützen sollte, wenn dieser im Frühjahr mit Hochwasser ging. Der Damm war unabschätzbar lang, denn auf Meilen hin ist das rechte Ufer dort ganz flach, während das linke in Abhängen herabsteigt, an deren Fuße die Stadt gelegen war, in der wir beide wohnten, der alte Rektor Bauer und ich. An einzelnen Stellen trat der Schutzdamm unmittelbar an den Strom heran, seinen Windungen folgend, wie ein Sicherheitswachmann, dem ein gefährlicher Patron zur Aufsicht anvertraut ist und der ihn nicht aus den Augen lassen will; an anderen Stellen blieben zwischen Wasser und Damm größere oder kleinere Stücke Erdreich, welche man der jährlich wiederkehrenden Überschwemmung preisgab. Dies waren verwilderte, wüste Stücke, auf denen Nichts gedieh, weil die Sandablagerungen des Stromes keine Frucht aufkommen ließen, und wo nur ein Gestrüpp von Weiden und Erlen wuchs. Der Strom nämlich, wie man in jener Gegend zu sagen pflegte, „hatte es in sich“. Im Sommer oft so flach, daß die Schiffer ihre Rähne nur mit Mühe und Not auf ihm weiterstoßen konnten, kam er im Frühjahr und manchmal, wenn es in den Gebirgen geregnet hatte, auch später noch, plötzlich wild und toll einhergetanzt. Dann wurde sein mürrisch graues Wasser braun und gelb, Blasen stiegen auf und quirlten zusammen, und so weit sie vermochten, griffen die Arme des landschleichenden Gesellen über das flache Ufer hinaus, wie die eines Bettlers, der plötzlich reich geworden ist und nun gleich Alles haben möchte. In solchen Zeiten war es dann auf dem Damme besonders schön: man sah, wie das gierige Gewässer an den Erdwällen höher und höher kletterte, und wenn der Nordwind über das flache Land dahergefegt kam und die widerspenstigen Wellen des Flusses zurück und klatschend an die Wände des Dammes warf, wenn dann Sturmesgebrause und Wassergetöse zu einem öden, einförmigen, den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde erfüllenden, mächtigen Naturlaute ineinander tönte, dann fühlte man etwas vom Urzustande der Elemente und dem schauernden Dufte der Gefahr.

An einem solchen Tage war es, als wir uns wieder begegneten und zum ersten Male ansprachen, nachdem wir unzählige Mal schweigend und heimlich lächelnd aneinander vorübergegangen waren. Ich war auf dem Wege hinaus; er kehrte zur Stadt zurück. Indem ich an ihm vorübertritt, blieb er stehen. „Wenn Sie weiter

gehen wollen,“ sagte er mit angestrenzter Stimme, denn der pfeifende Wind riß ihm den Schall der Worte vom Munde, „so möchte ich Sie warnen; der Damm hat soeben an der Weidenklippe ein Leck bekommen, und der Racker von Fluß tut das Seinige, um das Übrige nachstürzen zu lassen; ich bin auf dem Wege, um in der Stadt Lärm zu schlagen.“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ich bereits mit ihm umgekehrt war und den Heimweg eingeschlagen hatte; der Wind setzte sich uns in den Rücken und trieb uns wie zwei Schiffe mit gespannten Segeln vor sich her. Unterwegs erzählte er mir die näheren Einzelheiten: Der Strom ging noch mit vereinzelt Eisshollen; eine derselben, die sich während ihrer Fahrt scharf wie eine Glasscheibe abgeschliffen hatte, war gegen die vorspringende Böschung des Dammes getrieben und hatte dieselbe aufgekämmt; das Wasser war in das Loch gedrungen, und plötzlich war ein beträchtlicher Teil der Böschung herabgesunken.

„Sie haben es selbst mitangesehen?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er, „aber ich weiß das aus Erfahrung; seit dreißig Jahren beobachte ich den Fluß.“

„Und Sie scheinen ihn während der Zeit nicht gerade liebgewonnen zu haben?“ sagte ich, indem ich seiner Bezeichnung von vorhin gedachte.

„Es ist ein böses, heimtückisches Wasser,“ gab er zur Antwort, „und hat schon viel Schaden und Herzleid angerichtet.“

Mittlerweile waren wir in die Stadt gelangt und auf das Rathhaus gegangen, wo in solcher Zeit eine besondere Stromwache organisiert war; es wurden sogleich Arbeiter hinausgeschickt, und die Vermutung des alten Rektors bestätigte sich vollkommen; es war höchste Zeit, daß Hilfe kam, um einen Dammbrech zu verhüten. Mit Maschinen wurde die Öffnung gestopft.

So waren wir bekannt, und ich um einen Menschen reicher geworden. Die Art und Weise des alten Mannes, seine besonnene Entschlossenheit, sein gelassenes Sprechen fesselten mich an seine Persönlichkeit, und diese Zuneigung wuchs von einem zum anderen Male, so oft ich nun mit ihm zusammentraf und meine Schritte den seinigen angeschlossen. Seine Einfachheit hatte nichts mit der Nüchternheit gemein; seine dunklen, blaugrünen Augen hatten den scharfen Blick der Menschen, die viel und aufmerksam mit der Na-

tur verkehren, und seine hageren Gesichtszüge jenes nach innen gefehrte Lächeln derer, die viel erlebt haben und deren Herz ein gutes Gedächtnis besitzt.

Er leitete, wie gesagt, die Vorschule des Gymnasiums; seiner Obhut waren die Knaben anvertraut, welche in die ersten Anfangsgründe des Wissens, Lesen, Schreiben und die vier Spezies, eingeweiht werden sollten, um sodann in die untersten Klassen des Gymnasiums einzutreten, jene Kerlchen, die man des Morgens mit grünen Sammet- und Dachsfell-Tornisterchen durch die Straßen wandeln sieht. Es begreift sich daher, welche Wichtigkeit der alte Bauer für die Eltern dieser seiner kleinen Schutzbefohlenen besaß, wie oft sein Name in den Familien genannt wurde, und so oft es geschah, hörte man ihn mit Ausdrücken der Hochachtung und Verehrung aussprechen. Geradezu überraschend aber war es, mich wels' hingebender Liebe die Kinder selbst an dem alten Manne hingen. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen: Der Damm mündete am Ausgange der Vorstadt, und sobald die Kinder, die sich in den Nachmittagsstunden spielend in den Straßen und vor den Haustüren umhertummelten, den Rektor von ferne kommen sahen, entstand ein allgemeines Drängen und Hasten zu ihm hin. Spiele wurden unterbrochen, Streitigkeiten vorläufig vertagt, im Galopp kam es von allen Seiten an, so rasch die kleinen Beine tragen wollten.

Seine Beliebtheit erstreckte sich weit über die Grenzen seiner Vorschule und über die Scheidelinie der Geschlechter hinaus; das ganze Kinder-volk, behoste und unbehoste, gestiefelte und barfüßige, Knaben und Mädchen, stürmte heran, um dem „Herrn Lehrer“ den Tribut seiner Liebe darzubringen. So kam es, daß wir jedes Mal von einem kribbelnden Schwarme kleinen Menschenvolkes umringt waren, und nie werde ich vergessen, wie die kleinen Hände sich ausstreckten, um sich in seine Hand zu legen wie die hellen Kinderaugen, süß verschämt und doch glückstrahlend, zu ihm sich erhoben, mit jenem hold vertauenden Ausdruck, den der Blick des Kindes annimmt, wenn es fühlt, daß der Erwachsene es versteht.

Mitten in diesem Anstrome von Zärtlichkeit stand er nun, den langen Oberleib etwas vornüber geneigt, wie ein alter Kirchturm, den die Schwalben umzwitschern, die Mundwinkel in schalkhaftem Lächeln herabgezogen, die Augen voll unendlicher Güte; hier und da umfaßte er

ein lockiges Köpfcchen mit seinen gespreizten Fingern; hier und da ward unter ein Kinn gegriffen und das Gesichtchen emporgehoben; gesprochen wurde wenig, aber wenn er eins oder das andere der Kinder anredete, so kannte und nannte er sie alle bei Namen. Besondere Freundlichkeit zeigte er den kleinen Wesen, die zu schüchtern waren, bis zu ihm heranzudrängen und die außerhalb des Kreises standen, von ferne ihre Augen auf ihn richtend. Er lockte sie heran und strich ihnen zärtlich über die erglühenden Wangen; und eine gleiche Aufmerksamkeit zeigte er da, wo er ein Kind weinen sah. Er beugte sich tief herab und ließ sich die Ursache des Kummers wie ein Beichtgeheimnis ins Ohr flüstern, und er ruhte nicht, bis daß die Tränen zu fließen aufgehört hatten und helle Freude wieder eingekehrt war. Und dieses Trösteramt betrieb er mit einer ganz eigentümlichen Wichtigkeit; sein Gesicht nahm während desselben einen beinahe ernstesten Ausdruck an.

Eines Tages konnte ich nicht umhin, ihm scherzend meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß er eine Sache, von welcher die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens zu machen pflege, mit solcher Ernsthaftigkeit behandle. Er hörte mich ruhig an, blieb ganz ernst und nickte anfänglich nur schweigend vor sich hin, wie er zu tun pflegte, wenn ein Gedanke, eine Erinnerung ihn beschäftigte.

„Ich weiß wohl,“ sagte er nach einiger Zeit, „wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Tränen der Kinder vorübergeht, lächelnd, oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seelen, weil sie die Kinder nicht kennen. Kinder sind wie die Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen. Wer sich die Mühe aber gibt, der wird in ihren Blättern nicht immer nur den Tau des Himmels finden, er wird in so mancher von ihnen einen schwarzen, schrecklichen Wurm entdecken, der mit reißenden Niefen den zarten Kelch zerfleischt. O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele, und wer sie gesehen hat, vergißt sie nicht wieder!“

Es war ein sonniger, warmer Frühlingstag, als wir dies Gespräch führten, das Hochwasser hatte sich allmählig verlaufen und bildete nur in den Weidengestrüppen am Fuße des Dammes noch Tümpel und Teiche. Die Ackerbesitzer waren auf ihre Felder herausgekommen und fingen an, dieselben frisch zu bearbeiten. Indem wir den

gewohnten Gang entlang schlenderten, sah ich vor uns, hart an der Kante des Dammes nach dem Flusse zu, ein Bürschchen von etwa sechs Jahren mit dem Gesichte zur Erde am Boden liegen. Es war ein blondhaariger, zarter, kleiner Junge, nur mit einem Hemde und einem Paar Höschen bekleidet, offenbar das Kind armer Leute. Vermuthlich war der Knabe, während die Mutter auf dem Felde unten mit dem Einsetzen von Kartoffeln beschäftigt war, den Damm hinaufgelaufen, hatte sich, gelockt von der Annehmlichkeit des sonnedurchwärmten Erdreichs, auf den Boden niedergelegt und war eingeschlafen.

Das Geräusch unserer Schritte und die laute Stimme des alten Bauer mochten ihn geweckt und gleichzeitig erschreckt haben; denn indem wir jetzt dicht an ihn herangekommen waren, sah ich, wie ein plötzliches, nervöses Zucken den dürstigen, kleinen Körper erfaßte, mit hastiger Bewegung hob er den Kopf von den darunter gelegten Armen empor, im nächsten Augenblick hatte er den Boden verloren und rollte den Abhang des Dammes hinunter. Unmittelbar an der Stelle, wo dies geschah, befand sich eins der erwähnten Gestrüppe, in welchem das Wasser, freilich in nicht mehr beträchtlicher Höhe, stand.

Der alte Rektor stieß einen halbunterdrückten Schreckensruf aus und sprang mit zwei, drei Sätzen den Abhang hinunter, dem Kinde nach. Im Augenblick, da Letzteres beinahe das Wasser berührte, hatte er es erfaßt und riß es mit krampfhaftem Griffe vom Boden empor. Sobald der Knabe, der von dem plötzlichen Vorgange wie betäubt war, zur Besinnung kam, fing er kläglich zu schreien an. Der Alte setzte ihn auf seinen linken Arm und ließ ihn reiten, und während er langsam die Böschung mit ihm heraufkletterte, zog er sein Taschentuch und wischte dem Kinde die Erde aus den Haaren und dem Gesichte. Der Knabe, der von Natur schwächlich zu sein schien und der nun erst ganz zu dem Bewußtsein gelangte, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen war, fing naturgemäß immer lauter zu schreien an, und nun lief der alte Mann wohl fünf Minuten lang mit ihm den Damm auf und ab, indem er ihn hätschelte, ihm gut zuredete und tausend Pöffen mit ihm trieb. Endlich war sein Ziel erreicht, und als er ihn zur Erde setzte, lachte der Kleine vergnügt wie ein Kobold.

Alles dieses war unendlich drollig und zugleich rührend anzusehen. Um ein letztes Pflaster auf den erlittenen Schreck zu legen, griff der alte

Rektor in die Tasche und holte ein Fünfpfennigstück hervor. „Über Dich nie wieder so dicht am Wasser auf die Erde legen und einschlafen! Verstanden?“ sagte er, indem er dem Kinde das Geldstück vor die Augen hielt.

Ob diese Mahnung allzu aufmerksame Ohren fand, möchte ich bezweifeln; denn sobald der Knabe die Münze in seiner Hand fühlte, drehte er kurz um und schoß wie die Kugel aus dem Laufe vom Damme herab auf seine Mutter zu, indem er seinen Reichtum in der hoch erhobenen Rechten über dem Kopfe schwang. Wir blickten ihm nach, und unwillkürlich mußte ich lachen, als ich sah, welch' überschwengliche Freude sich in der hastigen Bewegung der laufenden kleinen Beine ausdrückte.

„Gebt doch besser Acht auf Euer Kind,“ rief der alte Bauer mit erhobener Stimme der Frau zu, die unterdessen, ohne von den Vorgängen auf dem Damme Notiz zu nehmen, an ihren Kartoffeln weiter gearbeitet hatte. „Euer Junge wäre um ein Haar ins Wasser gefallen,“ fuhr er fort, als sie jetzt, durch das Freudengeschrei des Kleinen aufmerksam gemacht, den Kopf erhob. Was der Knabe ihr erzählte, konnten wir nicht verstehen, indessen war der Eindruck nur ein geringer, denn sie blickte noch einmal flüchtig, mit einem schnellen Kopfnicken zu uns herauf, bedeutete ihren Jungen, sich bei ihr zu halten und kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück.

„So sind diese Menschen,“ sagte der Rektor, indem er den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn wischte; „erst wenn sie die Kinder verlieren, merken sie, daß sie ein Kleinod besessen haben, das von selber leuchtend ihre Armut mit Licht erfüllte.“

„Glauben Sie aber wirklich,“ fragte ich, „daß das Kind hätte Schaden nehmen können? Das Wasser steht so niedrig, daß ein kaltes Bad, meiner Meinung nach, das Äußerste gewesen wäre, was ihm hätte begegnen können.“

„Sie haben recht,“ erwiderte er, indem er auf den Lümpel niederblickte; „ich sehe erst jetzt, daß ich mich unnötig aufgeregt habe — es muß daher gekommen sein, daß es gerade an dieser Stelle hier geschah.“

„Wieso gerade an dieser Stelle?“ fragte ich überrascht. Er antwortete nicht, und an dem starren Blick, mit dem er in die Tiefe schaute, gewahrte ich, wie irgend eine Erinnerung von dort unten emporstieg und ihn mit ihrem träumerischen Netze umflocht.

„Was ist an dieser Stelle?“ fragte ich noch einmal, „ist sie durch ein besonderes Ereignis gezeichnet?“ Ich mußte es getroffen haben, denn er richtete das Haupt auf und sah mir mit einem heißen Blick in die Augen.

„Sie haben eine Erklärung von mir verlangt,“ sagte er mit feierlichem Tone, „weshalb ich mich zu den Kindern niederbeuge, ihre Schmerzen erforsche und ihre Tränen trockne — ich habe Ihnen eine paar allgemeine Worte erwidert, die Erklärung war nur halb, morgen sollen Sie die ganze haben — morgen,“ wiederholte er träumerisch. Er drückte mir die Hand, und ich sah ihn, nachdenklich gesenkten Hauptes, zwischen den Häusern der Stadt verschwinden.

Als wir uns am nächsten Tage trafen, erzählte mir der alte Rektor Folgendes:

„Es ist eine Reihe von Jahren her, als zu dem Artillerieregiment, welches hier in Garnison steht, ein Hauptmann versetzt wurde, der aus dem Westen Deutschlands kam.

„Der schwarze Hauptmann“, unter dem Namen ging er bei den Soldaten und dem Volke, und wenn man ihn sah, verstand man die Bezeichnung. Alles an ihm war finster und schwarz. Dunkles Haupthaar und ein lang waltender Bart von gleicher Farbe umrahmten das wettergebräunte Gesicht, aus dem die Augen unter buschigen Brauen hervorschauten, dazu kam die dunkelblaue Artillerieuniform, mit dem schwarzen Sammet an Kragen und Mütze, die seine Hümengestalt umschloß.

Es war an einem Winternachmittage, als ich ihn zum ersten Male sah, und ich werde nie vergessen, wie er gleich einem großen, dunklen Schatten an mir vorüber und durch den weiß leuchtenden Schnee dahinschritt. Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, denn er streifte mich mit einem flüchtigen Blicke, und dadurch bekam ich Gelegenheit, sein Gesicht zu erkennen. Wenn ich je ein düsteres Menschenantlitz gesehen habe, so war es dieses. Er war nicht hart, nicht abstoßend, nicht einmal streng, aber von erdrückendem Ernste; das Gesicht eines Mannes, der sich klar geworden ist, daß das Schicksal ihm als Feind gegenübersteht, und der den unerbittlichen Kampf aufgenommen hat, um ihn durchzuführen bis an das Ende. Augen, die nie gelacht hatten, ein Mund, der nicht zum Sprechen geschaffen zu sein schien. Seinem Äußeren entsprach, nach Allem, was ich hörte, sein inneres Wesen, er war ungesprächig, unfellig, und hauste einsam in seiner Wohnung, die

er sich hier in der Vorstadt, in der Nähe der Stalungen seiner Batterie, gemietet hatte. Die Wohnung war viel geräumiger, als ein Einzener sie für sich braucht, und die Wißbegier der Nachbarn, welche die Gestalt des schwarzen Hauptmanns emsig, wie ein Bienenschwarm die Blume, umkreiste, hatte denn auch bald herausbekommen, daß er ein Mann mit Frau und Kindern war und daß er seine Familie nachkommen lassen würde, sobald er sich am Orte eingerichtet hätte.

Diese erste Nachricht erhielt bald eine Berichtigung durch eine zweite: die Frau lebte nicht mehr. Wann sie gestorben war, konnte man nicht erfahren, aber daß sie gestorben war, das stand fest. Gottlieb Bänisch, der Burtsche des Hauptmanns, der seinem Herrn beim Einrichten der Wohnung behilflich war, hatte gesehen, wie derselbe über dem Schreibtische in seiner Wohnstube ein Bild aufgehängt hatte, eine Photographie in schwarzem Ebenholz-Rahmen, mit einem schwarzen Kreuze in der Mitte darüber, das Bild einer Frau.

„Die muß aber 'mal schön gewesen sein!“ hatte Gottlieb Bänisch der lauschenden Portiersfrau anvertraut, durch welche die Nachrichten über den Hauptmann sich dann weiter verbreiteten. Aus einem Futteral, „ganz von schwarzem Sammet,“ hätte der Herr Hauptmann das Bild „vorgeholt“, und jedesmal, wenn er vom Dienst nach Hause käme, sähe er nach dem Bilde hin, und Abends, wenn er sich die Lampe auf den Tisch setzen ließe, rückte er sie so, daß das Licht gerade darauf fiel. Und eines Abends, als er seinem Herrn wie gewöhnlich das Abendessen zubereitete, da hätte dieser, der wieder vor dem Schreibtische saß, sich nach ihm umgedreht und gefragt, ob er mit Kindern umzugehen verstände? Und als er darauf nicht gewußt, was er sagen sollte, hätte der Herr Hauptmann weiter gefragt, ob er Kinder gern hätte? Und als er darauf geantwortet habe: „ja, wohl, die könnte er sehr jut leiden,“ da hätte der Herr Hauptmann mit dem Kopfe genickt und dann so das Bild angesehen und gesagt, die Kinder hätten keine Mutter mehr, und eine besondere Warte-frau anzunehmen, das sei sehr teuer, und das paßte ihm auch nicht, und darum wollte er's zuerst mal so versuchen. Und dann wäre der Hauptmann aufgestanden und in der Stube hin und her gegangen, so lange bis der Tee ganz kalt geworden wäre, und als er nach einer Weile gefragt hätte, ob der Herr Hauptmann viel-

leicht Tee zu trinken beföhlen? da wäre er stehen geblieben und es hätte ausgesehen, als ob er jetzt erst merkte, daß der Bursche noch da stand, und hätte gesagt: „ach so — geh' nur zu Bett“ und hätte ihm eine Zigarre geschenkt. Gottlieb Bänisch war zufrieden mit seinem Herrn, „man hätte es ganz gut bei ihm,“ meinte er. —

Dieser Ansicht, daß er gut sein müßte, schloß sich nach dem, was sie gehört hatte, auch die Portiersfrau an, und daß er seine junge schöne Frau verloren hatte und solchen Kummer um sie litt, das erregte ihr Mitgefühl. Ihre energische Zunge sorgte dafür, die empfangenen Nachrichten bei der Nachbarschaft in Umlauf zu setzen und an Stelle der staunenden Neugier, die dem einsamen Manne bisher gefolgt war, trat die mitleidige Scheu, die man dem Unglück entgegenbringt. Mit Spannung erwartete man die Ankunft seiner Kinder.

Der schwarze Hauptmann hatte sich zu Gottlieb Bänisch dahin geäußert, daß er selbst die Kinder abholen würde, daß er dazu aber den Frühling abwarten wollte, denn der Winter sei hier zu Lande sehr kalt, und sie wären in ihrer Heimat an solche Kälte nicht gewöhnt. Diese Nachricht vermehrte das Interesse; man machte sich im Geiste ein Bild von den Kleinen, die in einem Lande geboren waren, wo es so viel wärmer war und daher so viel schöner sein mußte, und man lobte den ernstesten Mann, der so viel Sorgfalt für die zarten Geschöpfe zeigte. Der Frühling kam, der Hauptmann reiste eines Tages mit der Eisenbahn ab, und wieder einige Tage später begab sich Gottlieb Bänisch an einem vorher bestimmten Abende, zu später Stunde auf den Bahnhof, um seinen Herrn zu empfangen. Bald darauf, als es schon ganz dunkel war, rasselte eine geschlossene Kutsche an dem einsamen Hause vor, Gottlieb Bänisch schwang sich vom Boocke und öffnete den Schlag des Wagens, aus dessen Innerm er ein Päckchen heraus hob, das, wenn man es genauer betrachtet hätte, sich als ein schlafendes Kind herausgestellt haben würde. Dann kamen zwei kleine Beinchen und nach diesen zwei noch kleinere den Tritt herabgeklettert, nach diesen die lange Gestalt des Hauptmanns selbst, welcher ein gleiches Päckchen wie Gottlieb Bänisch im Arme trug, die Haustür öffnete sich und schloß sich wieder — der schwarze Hauptmann war mit seinen vier Kindern eingedrückt.

Und siehe da — am nächsten Tage, als es heller, warmer, sonniger Mittag war, da geschah

ein Wunder, ein holdes, liebliches Wunder; die Tür an des Hauptmanns Hause ging auf, und heraus kamen vier Knäblein, eines immer etwas kleiner als das andere, wie Orgelpfeifchen, vier entzückende, reizende, kleine Geschöpfe. An der Schwelle der Haustür hatten sie das erste Hindernis zu bestehen, denn an derselben stand die Portiersfrau, welche beim Anblick der vier Bürschen in lauter Wonne die Hände zusammenschlug und sie nicht eher vorüber ließ, bis sie jedem einzelnen derselben halb tot geküßt hatte.

Dann kam Gottlieb Bänisch, der zum ersten Male seines Amtes als Kinderfrau wartete und dessen gutes, ehrliches Gesicht vor Vergnügen und Eifer ganz rot war. „Die reine Mutter — jar nißcht vom Vater, aber auch rein jar nißcht,“ sagte er über die Kinder hinweg zu der Portiersfrau, die noch immer am Boden kniete und sich vor Erstaunen nicht zu lassen wußte. Er ordnete seine kleine Kolonne, indem er das jüngste der Kinder auf seinen linken Arm, das zweitjüngste an seine rechte Hand nahm, die beiden ältesten Knaben, von sieben und von sechs Jahren, faßten sich gegenseitig an der Hand und schritten voraus. Mit kleinen trippelnden Schritten kamen sie über die Straße herüber, den Damm herauf, von Gottlieb Bänisch gelenkt, der ihnen durch Zurufe wie „nu links lang“ und „so — nu gerade aus“ die Richtung des Weges angab, und so begegnete ich ihnen an jenem ersten Tage.“

Der Rektor schwieg und wischte sich das Gesicht — war es der Schweiß, den er trocknete? ich glaube nicht.

„Wie viele Jahre,“ fuhr er nach langer Pause fort, „sind hingegangen seitdem, wie oft hat die Sonne ihren Bogengang vom Morgen zum Abend über den Damm hin beschrieben, und immer, so lange es her ist, habe ich ein Gefühl, als sei eine Leere, ein dunkler, nicht zu erhellender Fleck an der Stelle geblieben, wo ich die Kinder damals sah und nun nicht mehr sehe. Der Fleck, ich weiß wohl, ist in meinem eigenen Innerm, denn ich kann das Licht nicht vergessen, das in mir aufging, als ich sie langsam daherkommen sah, diese viere, mit ihren langen, blonden, im leichten Winde flatternden Locken, mit den großen, strahlend blauen Augen, die sich staunend auf die neue Welt ringsumher und auf die fremden Menschen richteten, die an ihnen vorübereilten. Diese Lichtgestalten, die Kinder des finsternen schwarzen Hauptmanns? Ich vermochte es kaum zu fassen; denn es war, als wenn man

aus einem alten, dürren Stamme, den man für abgestorben und tot gehalten hat, plötzlich frisches, duftendes Grün hervorberechen sähe. Ich blieb vor ihnen stehen, und die beiden voranschreitenden Knaben sahen den fremden Mann, der ihnen den Weg versperrte, schüchtern und ängstlich an.

„Wie heißt Du denn?“ fragte ich den Ältesten, und nach einigem Zögern erwiderte er, indem er mir groß ins Gesicht sah: „Edmund“; er sprach etwas den breiten Dialekt seiner Heimat, so daß sein Name sich in dem kleinen Munde wie „Edmund“ anhörte, und das klang unendlich reizend und hübsch. Ich wandte mich mit der gleichen Frage an den Zweiten; dieser aber schmiegte sich, ohne zu antworten, ängstlich an den Bruder. Der kleine Edmund sah erst den verlegenen Bruder und dann mich an und mit einem allerliebsten Lachen sagte er sodann: „Hermann heißt er,“ was in seinem Munde wieder wie „Heermann“ klang. Er schaute mich jetzt ganz fröhlich mit den offenen Augen an und schien seine Ängstlichkeit vergessen zu haben. „So gebt mir einmal Eure Hand,“ sagte ich — und die beiden kleinen rechten Hände vereinigten sich in der meinigen.

„Wir werden gute Freunde werden, nicht wahr?“ sagte ich, indem ich mich tief zu den Knaben niederbeugte. Der kleine Edmund nickte mir mit seinem blonden Lockenkopfe energisch zu, das Hermännchen lächelte mich sanft an.

Ich wandte mich zu den beiden jüngsten, welche drei und vier Jahre zählen mochten. „Das ist der Georg“, erklärte der kleine Edmund, der mit mir zu seinem Brüderchen herantreten war, indem er die erste Silbe des Namens betonte, und er zeigte auf den Kleinen, welchen der Bursche an der Hand führte. Das linke Händchen des Kindes hing in der großen, schweren Hand des Soldaten, und mit einer Sorgfalt, als fürchtete er die zarten Finger zu zerbrechen, hielt Gottlieb Bänisch die kleine Hand gefaßt. „Und das ist der kleine Moritz,“ sagte Edmunds helle Stimme, als wir endlich vor dem Kerlchen standen, das auf des Burschen linkem Arme saß. Ich wollte seine Hand ergreifen, aber das Kind wurde ängstlich und schlang beide Arme um den Hals des Burschen, so daß sein kleines Gesicht dicht an den Kopf des Letzteren sich drückte.

Gottlieb Bänisch lachte über sein breites, gutmütiges Gesicht. „Zieh doch Händchen,“ sagte er, „so zieh doch Händchen,“ aber seine Ermahnung wollte nicht recht fruchten.

„Er ist noch so klein — er fürchtet sich noch,“ erklärte mir Edmund, um die Unbehilflichkeit des kleinen Bruders zu entschuldigen. Er schien sich seiner Würde und Verpflichtung als „Größter“ vollkommen bewußt, und ich mußte herzlich lachen.

„Und Du also,“ wandte ich mich wieder an ihn, „Du bist der große Edmund?“ Der Knabe schaute mit den klugen schönen Augen so fröhlich zu mir empor, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn unter den Armen zu ergreifen, hoch in die Luft zu schwenken und einen herzhaften Kuß auf das blühende Gesicht zu drücken. Sobald ich ihn wieder zur Erde gesetzt und er sich das Kittelchen zurecht gerückt hatte, schoß er einige Schritte voraus, und ich sah, wie er an der Kante des Dammes sich niederbeugte und etwas aus der Erde raufte. Gleich darauf kam er zurück, indem er mir ein eben aufgebrochenes Weizen entgegenhielt.

„Soll das für mich sein?“ fragte ich, und das liebenswürdige Kind nickte mir stumm zu und errötete lächelnd, während ich die Blume aus seinen, von der aufgewühlten Erde braun gefärbten Fingern nahm.

Jetzt hatte auch das Hermännchen Mut gefaßt und kam zu mir heran.

„Bitte, mich auch fliegen lassen,“ rief es, und so mußte es denn auch emporgeschwungen werden, und als der Georg und der kleine Moritz das Brüderchen so lustig emporflattern sahen, fingen sie an, vor Entzücken zu freischn, und es war ein Lärm von lauter Glück und Seligkeit.

„Na nu sagt adjee und danke och scheen,“ ermahnte Gottlieb Bänisch, welcher als Kinderführer und Erzieher die bedeutendsten Fortschritte machte.

Edmund und Hermann, oder richtiger gesprochen Mundi und Männchen — denn ein Kind, das man ohne zärtliche Abkürzung des Namens nennt, ist wie eine Blume, die man nur mit botanischem Latein bezeichnet — Mundi und Männchen also zogen nunmehr ihre kleinen Filzhüte vom Kopfe und machten gleichzeitig eine Verbeugung nach meiner Richtung hin, die sehr ernsthaft gemeint war und unendlich drollig aussah. Dann faßten sich Beide wieder an der Hand, und während die kleine Karawane sich in Bewegung setzte, blieb ich stehen und sah ihnen nach. Einen Augenblick darauf, nachdem sie wenige Schritte weiter gegangen waren, drehte Mundi sich um, Männchen machte es ihm nach, und ich

gewahrte an den großen Augen, mit denen Beide zu mir zurückblickten, daß ihnen nachträglich das Staunen über den fremden Mann gekommen war, der so rasch mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte. Sie machten wieder Kehrt und setzten ihren Weg fort, und so wie ich sie damals sah, mit kleinen Schritten den Damm entlang trippelnd, bald eine Frage an Gottlieb Bänisch richtend, bald ein paar Schritte laufend, bald wieder stehen bleibend, um dem höchst merkwürdigen Gebahren irgend eines Schmetterlings zuzusehen, so sind sie in meinem Gedächtnis geblieben, so sehe ich sie immer und immer noch, vor mir hergehend, immer weiter von mir fort, daß sie kleiner und kleiner werden, wie winzige leuchtende Pünktchen, einen langen, langen Weg, der in das Jenseits mündet. —

Es dauerte nicht acht Tage, so wußte die ganze Stadt, welch' niedliche kleine Mitbürger sie gewonnen hatte, und noch acht Tage weiter, und das vierblättrige Kleeblatt war der Liebling der ganzen Stadt. Die Frauen, die ihnen begegneten, herzten und küßten sie, die Männer erwiesen ihnen kleine Gefälligkeiten, indem sie ihnen den verlorenen Ball suchen halfen, oder beim Steigenlassen von Papierdrachen behilflich waren. Und alles dieses entwickelte sich unter den Augen von Gottlieb Bänisch, der in sein Amt als Kinderfrau immer mehr hineinwuchs und für dasselbe die mannigfaltigsten Fähigkeiten, vor allem die beste, ein gutes Herz, entwickelte.

Er zeigte sich äußerst sinnreich in der Erfindung und Herstellung von allen möglichen Spielsachen, schnitzte den Kindern Pfeifen aus Holz und Kalmusblättern, machte ihnen Klistbogen, Helme von Goldpapier mit Quasten, ja dem Mundi verfertigte er aus einem alten Lederrücken sogar ein Wehrgehänge und für dasselbe einen hölzernen Säbel. Man konnte nichts Positiveres sehen, als wenn er auf der Wiese drunten, wo die Kinder ihre Spiele trieben, mit ernstester Miene diesen Beschäftigungen oblag, und die vier kleinen Burschen mit staunenden Augen um ihn her standen, des Augenblicks harrend, da die neue Herrlichkeit fertig sein und in ihre Hände gelangen würde.

Den schwarzen Hauptmann sah man bei diesen Spaziergängen niemals mit seinen Kindern zusammen, und das schnell arbeitende Gerücht war denn auch bald mit seinem Urteile dahin fertig, daß er sich aus denselben nichts machte.

Ich konnte schon damals nicht an die Richtigkeit dieser Behauptung glauben; denn Kinder, die

von ihrem Vater nicht geliebt werden, sehen nicht so aus, wie diese, nicht so glücklich und nicht so wohl gepflegt, sind nicht artig und zutunlich gegen die Menschen, wie diese waren, tragen nicht so fein und sauber gearbeitete Kittelchen, so prächtig sitzende Schuhe und Stiefelchen, wie diese trugen. Ganz dieser Ansicht war auch Gottlieb Bänisch, der sich dahin äußerte, daß der Herr Hauptmann „den Kindern sehr gut wäre,“ er könnte es „man nicht so von sich leben.“ Ich sollte bald Gelegenheit zu tieferem Einblick in das Verhältnis zwischen Vater und Kindern erhalten; denn als die Ferien gekommen waren, mit deren Schluß das neue Schulsemester begann, klingelte es eines Tages an meiner Tür, und als ich öffnete, stand der schwarze Hauptmann davor, Mundi und Männchen an der rechten und linken Hand führend. Er begrüßte mich mit gemessener, aber freundlicher Höflichkeit, und während wir am Tische Platz nahmen, teilte er mir mit einer tiefen Bassstimme seinen Wunsch mit, „seine beiden Jungen“ in die Vorschule aufgenommen zu sehen.

„Sie haben so früh ihre Mutter verloren,“ sagte er, „und ich habe nicht die genügende Zeit, mich so mit ihnen zu beschäftigen, wie ich möchte.“

Unterdessen hatten sich die beiden Knaben in dem Zimmer umgesehen und während der kleine Hermann träumerisch am Fenster lehnte und hinausblickte, studierte Edmund mit größtem Eifer die Titel der Bücher, die in meinem Repositorium aufgestellt waren.

„Verstehest du denn, was hier steht?“ fragte ich, indem ich herantrat und ein Buch herabnahm. „Lies mir das einmal,“ und ich hielt ihm den Titel des Buches hin.

„Daniels Lehrbuch der Geographie,“ las er, ohne zu stocken.

„Weißt du denn, was Geographie ist?“ forschte ich weiter.

„Geographie oder Erdbeschreibung,“ schnurrte das Bürschchen wie ein Uhrwerk herunter.

„Sieh, sieh,“ sagte ich lachend, „du bist ja schon ein ganz gelehrter kleiner Mann,“ und mein Blick fiel auf den Hauptmann, dessen Augen auf dem Knaben ruhten. Ich wußte plötzlich, woran ich war; denn an der schweigenden Glut dieser Augen erkannte ich, mit welch' leidenschaftlicher Gewalt die Seele des Mannes den Knaben umschlossen hielt. Das kleine Gramen, das ich mit letzterem angestellt, hatte den Vater offenbar tief erregt als den Knaben selbst;

das nahm ich an dem beinahe unmerklichen Zittern seiner Nasenflügel und an dem Anfluge stolzen Lächelns wahr, das sein Gesicht umspielte, indem er jetzt den Knaben an sich zog und die Hand auf seinen blonden Kopf legte.

„Was willst du denn einmal werden?“ fragte ich den Kleinen.

„Ein Professor,“ antwortete er, und das Wort kam wie aus der Pistole geschossen.

„Das hat er sich einmal in den Kopf gesetzt,“ sagte der Hauptmann, und diesmal lächelte er wirklich — es war ein glückliches Lächeln. Welch' ein Gebäude stolzer Hoffnungen mochte vor seiner Seele aufsteigen, während er so auf sein fluges aufgewecktes Kind herabschaute.

„Nun du da, komm' du auch einmal heran,“ wandte er sich jetzt an Männchen, der noch immer am Fenster stand. Das Kind trat heran und schaute den Vater mit seinen sanften Augen treuherzig an — ich habe nie einen weicherer Blick in Kindesaugen gesehen. —

„Was soll denn aus dir einmal werden?“ fragte der Hauptmann, und der Ton seiner Stimme klang etwas barscher.

Männchen sah den Bruder an.

„Auch ein Professor,“ sagte er mit seiner dünnen kleinen Stimme.

Mundi lachte hell auf, und der Hauptmann strich mit der Hand wie mit einer Bürste über das Haar des Kleinen. „Du würdest einen schönen Professor abgeben,“ sagte er.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte ein Bedürfnis, für das Kind einzutreten; in der Art, wie der Hauptmann mit ihm sprach und verkehrte, lag etwas Geringschätziges, was mich verdroß und in der Seele des harmlosen Geschöpfes fränkte, das mit einem so sanft vertrauenden Blick zum Vater emporschaute, als könnte von da nur Gerechtigkeit, Liebe und Güte kommen.

„Gewiß,“ sagte ich beschwichtigend, „wenn Männchen fleißig ist, wird er Alles lernen, was Mundi gelernt hat, und dann kann er auch einmal Professor werden.“

„Mundi kann auch schon schreiben,“ sagte der Kleine, indem er voller Bewunderung zu dem älteren Bruder hinübersah, der vor Vergnügen und Stolz errötete und wie eine frische Rose am Stocke aussah.

Die Augen des Hauptmanns gingen wieder zu seinem Ältesten zurück und blieben an ihm hangen — ich sah wohl, daß der Andere gegen ihn nicht aufkommen würde.

Beide Knaben traten nun in die Vorschule ein; Mundi kam in die oberste Klasse und ging vorwärts wie ein junges, feuriges Füllen, Männchen kam in die Klasse darunter und war ebenso fleißig, aber freilich nicht so begabt wie der Bruder, welcher in der That sich als ein Kind von seltener Befähigung zeigte. Pünktlich mit dem Glockenschlage rückten sie des Morgens zur Schule an, und wenn die Schule zu Ende war, dann sah man am Ausgangstore Mundi stehen, der auf Männchen, oder Männchen, der auf Mundi wartete, und Hand in Hand pendelten sie dann nach Hause, ein liebliches Bild brüderlicher Eintracht und Liebe.

Das ging so eine Zeit fort, es wurde Winter; an die Stelle der leichten Sommerfitteln traten dicke, warme Überzieher, die kleinen Beine trotteten in Kanonenstiefeln den Weg zur Schule, und die blonden Köpfechen waren mit Pelzkappen bedeckt, unter denen die kleinen Gesichter rot und frisch wie Borsdorfer Äpfel hervorschauten. Den kalten Winter löste ein warmes Frühjahr ab, und nach diesem kam ein glühend heißer, trockener Sommer. Zum ersten Male geschah es in dieser Zeit, daß Mundi während des Unterrichts unaufmerksam und teilnahmslos war. Ich sah den Knaben an und bemerkte in seinen Augen einen Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen; sie waren müde und mit einem Schleier überzogen.

„Fehlt dir etwas?“ fragte ich, indem ich ihn unter dem Kinn faßte und ihm ins Gesicht sah. Die Haut war trocken und heiß. „Tut dir etwas weh?“ Er nickte leise. „Wo tut es weh?“ fragte ich. „Im Kopf,“ erwiderte er. — „Geh' an den Brunnen hinunter,“ sagte ich, „trink ein Glas frisch Wasser und dann komm wieder.“

Das Kind erhob sich, ging hinaus und kam nicht zurück. Ich trat an das Fenster und sah ihn auf einer Bank des Hofes sitzen, den Kopf an die Mauer des Hauses zurückgelehnt. Eine plötzliche Unruhe überkam mich; ich rief Männchen aus seiner Klassenstube.

„Dein Brüderchen ist unwohl geworden,“ sagte ich zu ihm, „lauf' nach Hause und sage Gottlieb Bänisch, er solle ihn holen kommen.“

Als Männchen den Bruder so kläglich auf der Bank sitzen sah, stürzte er auf ihn zu, ihn zu umarmen. Mundi erwiderte die Liebkosung nicht, und der Kleine blieb einen Augenblick ganz ratlos stehen, indem er die Arme herabhängen ließ.

„Lauf nur,“ sagte ich, „lauf!“ und er schoß mit Bindeseile davon.

Eine Viertelstunde später erschien nicht Gottlieb Bänisch, wohl aber der Hauptmann selbst, und ich werde den Ausdruck angstvoller Besorgtheit nie vergessen, mit dem er auf den Knaben zueilte. Er hob das Kind von der Bank, riß es an seine Brust und trug es an die Droschke, die er mitgebracht hatte, und welche vor dem Tore wartete. Der Knabe ließ alles teilnahmslos mit sich geschehen. Männchen war mit vor die Tür getreten und blieb ganz traurig stehen, während das Gefährt davon rasselte; der Vater hatte nur für Mundi Blicke und Gedanken gehabt.

Und heute zum ersten Male ging Männchen einsam von der Schule nach Haus. —

Am nächsten Tage kam Mundi nicht mehr zur Schule, und als ich den kleinen Bruder, der stumm, verstört auf seinem Plaze saß, nach ihm befragt, erfuhr ich, daß er zu Bett läge; und als ich am Nachmittage Gottlieb Bänisch mit den anderen Kindern begegnete, teilte mir derselbe mit — und sein Gesicht war voll Kummer und Sorge — daß der Arzt gemeint hätte, es könnte „janz schlimm“ werden, und der Herr Hauptmann hätte die ganze Nacht bei ihm gesessen und ginge gar nicht weg von dem Bette des Kindes. Der Arzt hatte recht vermutet, und Gottlieb Bänisch recht gehört, es wurde schlimm. —

Wieder machte der alte Rektor eine lange Pause; dann erschien auf seinem Antlitz ein bitteres, zorniges Lächeln. „Die Alten,“ sagte er, „hatten es bequemer als wir; wenn ein brutaler Streich des Schicksals ihnen ein teures Gut entriß, dann hieß es einfach: Die Götter sind neidisch geworden — wir Christen sollen unserem Gotte Alles zum Besten auslegen, wenn wir ihn auch manchmal gar nicht verstehen; nein gar nicht, wirklich gar nicht!“

Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und schlenkerte ihn hin und her, und der Schmerz, den ihm die Erinnerung bereitete, schien heiß und gewaltig zu sein wie an dem Tage, als alles das geschah, was er mir heute nach Jahren erzählte. „Denn wie soll man es begreifen,“ fuhr er fort, „und warum mußte es sein, daß in all' diese blühende Kinderherrlichkeit, die nur da war zu der Menschen Glück und Freude, plötzlich das Verderben einbrechen durfte, das Verderben in seiner grauenhaftesten Gestalt, in Gestalt jenes Ungetüms mit glasigen Augen, brandgeröteten Wangen —“

Er brach im Satze ab, da er meinen erstaun-

ten Blick gewährte. „Ich merke,“ sagte er, „daß ich zu phantasieren beginne, anstatt zu erzählen; das was ich meine, war das Scharlachfieber.“

Woher er plötzlich gekommen war, da in der ganzen übrigen Stadt kein Fall der Krankheit sich gezeigt hatte, ob die Kinder den schnellen Wechsel der Temperatur nicht vertragen konnten — alle diese Fragen blieben ungelöst vor der furchtbar gewissen Tatsache stehen: es war da. Wie ein Dieb in der Nacht war es in das Haus des unglücklichen Hauptmanns eingebrochen und hatte sich mit teuflischer Gewalt auf den kleinen Edmund geworfen. Vierundzwanzig Stunden hatte das arme Kind bereits ohne Besinnung in Fieberdelirien geschmachtet, als auch der kleine Moritz und der Georg sich niederlegten, und nachdem Männchen, blaß wie ein Schatten, noch an drei Tagen zur Schule gekommen war, blieb am vierten Tage auch er aus. Die Krankheit hatte auch ihn ergriffen. Und dann kam ein Tag — die Menschen hielten einander auf der Straße an, flüsterten sich etwas zu, leise und heimlich, als schwebte in den Lüften über ihrem Haupte eine furchtbare, tyrannische Macht, die man nicht wecken durfte durch lautes Sprechen, die Frauen schlugen die Hände zusammen und die Männer schüttelten den Kopf, und man schaute hinüber zu den verhangenen Fenstern an des Hauptmanns Hause, mit dem scheuen Blicke, mit dem man auf ein namenloses Unglück, auf einen von Gott geschlagenen Menschen sieht.

„Alle Biere tot?“ hörte ich, als ich den Damm entlang ging, eine Frau neben mir fragen.

„Dreie,“ war die Antwort, „und das Vierte liegt im Sterben.“

Als ich das vernahm, mußte ich mich an einen Baum lehnen, denn ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern stockte, und während ich so mit zitternden Knien stand, erlebte ich eine schreckliche Sinnestäuschung; ich sah, wie das Laub der Bäume, das Gras auf den Wiesen, alles was grün im Bereiche meiner Augen war, sich in rostiges, trock'nes Gelb verwandelte, nicht in das warme Gelb des Herbstes, sondern in das tote Gelb der Wüste.“

Der Rektor wandte sich zu mir: „Glauben Sie nicht,“ sagte er, „daß ich Ihnen hier Phantasterei erzähle; ich war meiner Sinne Meister wie in diesem Augenblicke, und darum eben war es so entsetzlich. Ich fühlte nur ein einziges, dumpfes Bedürfnis: Näheres, Genaueres zu erfahren, und deshalb ging ich hinüber in das

Haus des Verderbens. Aus ihrer Kellerwohnung blickte, als sich mir die Haustür öffnete, die Portiersfrau mit Augen, die rot und gedunsen waren, und als sie meiner ansichtig wurde, setzte sie sich auf den Stufen der Treppe nieder, drückte die Schürze ans Gesicht und brach von Neuem in lautes, klagendes Weinen aus. „Gehen Sie nicht 'rauf,“ sagte sie, „es ist zu schrecklich; Gott hat seine kleinen Engel zu lieb gehabt und hat sie wieder bei sich haben wollen.“ Ich hörte ihr zu, ohne einen Laut von mir zu geben; nur der kleine Hermann war noch nicht dahingerafft, aber auch für sein Leben hegte der Arzt die schwersten Besorgnisse.

Wie zerschlagen wandte ich mich zurück und verließ das Haus. „Gott hat seine Engel zu lieb gehabt“ — wie ein Echo des tödlichen Ereignisses klangen diese Worte in meinem Innern nach.

Lassen Sie mich hinweggehen über den Tag, da wir sie zu Grabe trugen, und da eine unermessliche Schar freiwillig Leidtragender sich dem trostlosen Zuge anschloß. Blumen ohne Zahl bedeckten den Hügel, unter dem sie gemeinschaftlich gebettet wurden, ein dichter Hollunderbusch streckte seine Zweige darüber her.

Aus G. v. Wildenbruchs „Kindertränen“. Verlag G. Grote, Berlin.

(Schluß folgt.)

Thesen ans Thor unserer Zukunft. *)

Von Martin Meyer.

Welches sind unsre schwersten Sünden? Ihr antwortet mir: am schwersten wieget die Tat, minder schwer das Wort, am leichtesten die Fehle der Gedanken. Haltet ein, denn ihr wäget mit falschen Gewichten! Unsere Worte und Taten, die jeder höret und sieht, wir werden uns hüten. Aber unser Begehren, unser Dichten und Trachten, unsere Gedanken im tiefsten Innern, das ist unser wahrer Mensch. Darum ist's nicht sauber in einem Winkel, so nimm deinen Besen und fege aus.

* * *

Ward dir selbst keine Freude, so freue dich an andrer Leute Freude. Das ist die reinste und beste Freude; sie kostet dir nichts und ist immer zu haben.

* * *

Was haltet ihr von der Arbeit, sprecht! Die Notwendigkeit erfordere sie, sagest du; die Pflicht gebiete sie, meinst du; sie sei Erhebung und

Freude zugleich, belehrest uns du. Gehet hin, ihr Faulpelze alle drei, vor einen Bienenstock oder einen Ameisenbau und lernet: Fleiß und Arbeit sollen uns Natur und Gewohnheit sein und also in uns, daß wir gar nicht anders können.

* * *

Du bist, o Mensch, gleich dem Samenkorn nicht die Gewähr, sondern nur die Möglichkeit des Wachstums und des Gelingens.

* * *

Daß wir einander verstehen, ist wichtiger, als daß wir einander befehlen.

*) Aus Sechzig Thesen ans Thor unserer Zukunft. Von Martin Meyer. 2. Auflage. 1925. G. Obertüschens Buchhandlung, Münster in Westf., Ludgeristr. 36. Preis 50 Pfg. Meyer redet hauptsächlich seinen lieben Deutschen ins Gewissen; allein die Beispiele, die wir aus dem Büchlein wiedergeben, eignen sich, wie viele andere, auch für unsere Leute zum Nachdenken und Beherzigen.

Am frühen Morgen.

Auf!

In strahlend reiner Schale
Beut eine Göttin früh das Lichtgeschenk,
Das unsre Herzen heiligt.

Auf!

Schon streuen aetherfelig
Die Verchen Tonjuwelen übers Land —
Ihr täglich Sangesopfer.

Auf!

Auch ich will jubiliere,
Mich freu'n der ewig göttlichen Natur,
Den neuen Morgen grüßen!

Hans Jul. Denzler.